

Leseprobe aus:

**Roman Rausch**

# Das Caffeehaus



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Diese Nacht gedachte der Wesir von Belgrad, Mustafa Pasha, mit dem Mädchen Sabiha zu verbringen. Als Zeichen seines Wunsches ließ er ihr ein mit Goldfäden gewobenes und mit Edelsteinen besetztes Taschentuch zukommen. Die *Kiajai*, die Hofmeisterin des Harems, klatschte beim Anblick des Taschentuchs zweimal laut in die Hände, und aus allen Zimmern des Palastes eilten die Dienerinnen herbei.

Mustafa Pasha war nach dem Großwesir Chalil Pasha und dem erhabenen und allmächtigen Sultan Ahmed dem Dritten der uneingeschränkte Herrscher im wichtigsten Außenposten des türkischen Reiches – der Festung Kalemegdan in Belgrad. Er war es nicht gewohnt zu warten, allerdings wusste er um die mehrstündige Zeremonie, in der seine Auserwählte vorbereitet wurde, damit sie ihm unter die Augen treten durfte.

Das Warten fiel ihm nicht leicht, denn in dieser angenehmen Sommernacht war sein Blut in Wallung geraten, und er wollte es bald besänftigen. Die Nachricht, die dieses Gefühl ausgelöst hatte, war direkt von Sultan Ahmed aus Adrianopel gekommen. Ein Heer von zweihunderttausend Mann würde in den nächsten Tagen Belgrad erreichen, um Mustafa Pasha und seine Soldaten aus der Umklammerung der österreichischen Truppen unter dem Befehl Prinz Eugens von Savoyen zu befreien.

Es war höchste Zeit, denn Krankheiten und Hunger zehrten am Durchhaltewillen von Volk und Soldaten.

«Gebt der Neuen Bescheid», ordnete die Kiajai an und meinte damit Sabiha, die Auserwählte des Wesirs für diese Nacht. «Der Herr verlangt nach ihr.»

Einem genau festgelegten Ablauf folgend, strömten die Dienerinnen daraufhin auseinander, um ihrer jeweiligen Aufgabe nachzukommen.

Sabiha stand indes am Fenster ihres Zimmers und blickte hinunter auf die Auen der Donau und der Save. Das einfallende Licht der untergehenden Sonne – gebrochen durch ein schweres Eisengitter – warf rotgoldene Vierecke auf ihre helle Haut. Diese eine Stunde in der Dämmerung am Fenster zu stehen und das Sonnenlicht zu genießen, zählte zu den kostbarsten Momenten, die sie seit der Demission aus dem Harem des Sultans erfahren durfte. Ihren obersten Herrn hatte sie nie zu Gesicht bekommen, obwohl sie unter seiner Obhut und seinem Dach zehn Jahre gelebt hatte. Zu groß war die Konkurrenz der über tausend Haremsdamen gewesen, als dass sie sich in den wenigen Tagen, in denen er sich im Serail aufhielt, hätte hervortun können.

Anstatt sich der Trostlosigkeit zu ergeben, hatte sie die Zeit für ihre umfangreiche Ausbildung zur Odaliske genutzt. Sie beherrschte das Tanzen, rezitierte Gedichte und sang, spielte Instrumente und war im Erlernen erotischer Fertigkeiten weit vorangeschritten. Lesen und Schreiben, sowohl Arabisch als auch Persisch, hatte sie bei der Koranleserin Alina gelernt. Sie war ihre einzige Freundin unter den Frauen und weihte Sabiha auch in die hohe Kunst der Caffeezubereitung ein. «Der Caffee gewinnt das Herz eines Mannes», pflegte sie zu sagen. «Hast du es einmal sicher, folgt der Verstand auf dem Fuß. Vergiss das nie. Der Caffee ist neben unseren Schenkeln der mächtigste Verbündete im Kampf ums Überleben.»

Die Bücher, die Sabihas Wissensdurst stillten, hatte sie während des Unterrichts bei Alina einsehen dürfen. Das machte sie zu einer gebildeten jungen Frau von vierzehn Jahren, die alles mitbrachte, um den Ansprüchen eines Sultans zu genügen. Leider fehlte ihr aufgrund ihrer Jugend, sicher auch wegen ihres zuweilen ungestümen Eifers, die Kenntnis vom rechten Zeitpunkt, wann sie ihr Wissen und ihre Fertigkeiten zu ihrem Vorteil einsetzen konnte und wann sie besser schweigen sollte.

Der Kiajai, der obersten Hofmeisterin, in einem Anflug von Besserwisserei zu widersprechen, gehörte wohl zu den einfältigsten und folgenschwersten Entgleisungen ihres jungen und überschäumenden Gemüts. Sie war dem Schwert nur knapp entgangen, was sie allerdings nicht der Gnade der Kiajai zu verdanken hatte, sondern deren Boshaftigkeit. Als nämlich dem Wesir von Belgrad, Mustafa Pasha, ein Geschenk für seine erworbenen Verdienste gemacht werden sollte, war ihre Wahl auf Sabiha gefallen, wohl wissend, dass ein Leben auf der Festung Kalemegdan weitaus erniedrigender sein würde als der schnelle Hieb des Scharfrichters.

Und sie sollte recht behalten. Seit einhundert Tagen lebte Sabiha nun in den engen, ungemütlichen Mauern dieser Burg und wartete darauf, dass der Wesir sie bemerkte. Als sie an seinen Hof nach Belgrad kam, waren die Vorbereitungen auf die Belagerung durch das österreichische Heer bereits im Gange gewesen, kurz darauf folgten die ersten Schlachten zu Wasser und zu Land, die Mustafa Pasha selbst befehligte, und es dauerte nicht lange, bis wegen der Nahrungsmittelknappheit Unruhen unter den Soldaten und dem Volk aufkeimten. Bald hatte sich die Nachricht von ihrer schmachvollen Demission bei den Konkur-

rentinnen herumgesprochen, sodass sie deren Neid und Intrigen schutzlos ausgeliefert war.

Doch heute hatte sie Hoffnung geschöpft. Am Morgen, während einer Feuerpause, war Mustafa Pasha mit seinen Beratern die Festungsmauern abgeschritten. Der Feind hatte seine Stellungen ausgebaut, und es schien, als würde er sich dadurch einen Vorteil in dem kräfte- und nervenaufreibenden Katz-und-Maus-Spiel dieser Belagerung versprechen. Sabiha war vom Klang hitziger Stimmen erweckt. Vollkommen nackt war sie ans Fenster getreten, um sich Klarheit zu verschaffen. Gerade noch rechtzeitig, um den Blick ihres Gebieters zu erfassen, der den Turm, in dem sie wohnte, in Augenschein nahm. Es handelte sich um einen winzigen Moment, nicht länger als der Schrei eines vorbeiziehenden Vogels. Der genügte, um die Aufmerksamkeit des Wesirs zu erringen, sie befürchtete jedoch gleichzeitig, wegen der Zurschaustellung ihrer Blöße bestraft zu werden.

Das war nur ein Teil ihrer Sorge, der andere lag in den Auen von Donau und Save, wo sich die österreichischen Truppen verschanzt hatten. Obwohl Kalemegdan wie auch die Stadt Belgrad als uneinnehmbar galten, hatte Sabiha in den letzten Wochen ausreichend Zeit gehabt, ihre Lage und die aller anderen auf dieser Burg einzuschätzen. Wenn nicht bald etwas Entscheidendes geschah, würde Mustafa Pasha den offenen Kampf suchen müssen, um sich aus der Umklammerung zu befreien, die der belagerten Festung das Leben abschnürte. Die Leidensfähigkeit der Soldaten und des Volks war nicht unbegrenzt. Zudem marschierten täglich neue Truppen die Donau herunter und stärkten das gegnerische Lager, das mittlerweile auf mehrere zehntausend angewachsen war.

Wenn die vielen Schutzwälle um Kalemegdan brachen, dann würden alle in die Hände des Feindes geraten. Siegestrunkene Soldaten würden über die Frauen des Harems herfallen wie die Fliegen über das Aas. Gefangene waren keine zu machen. Wie sollten sie auch den Weg ins fremde, ferne Feindesland überstehen?

Sabiha schüttelte es bei dem Gedanken, ihre Unschuld und ihr Leben an einen schmutzigen Barbaren zu verlieren. So weit würde sie es nicht kommen lassen. Wenn Kalemegdan fiel, dann sollte auch ihr Kopf fallen. Diesen Wunsch würde ihr keiner der Haremswächter ausschlagen.

So weit war es aber noch nicht. Noch gab es Hoffnung. Auf die Janitscharen war Verlass. Jeder Einzelne von ihnen wog drei feindliche Kämpfer auf. Wenn ihr Kampfgeist auf die anderen Soldaten überging, dann würde bei den Österreichern viel Blut fließen. Um dies zu bewerkstelligen, musste Mustafa Pasha vor seine Truppen treten und sie auf den Lohn im Himmelreich einschwören. Nur dann wahrten sie die Chance, lebend aus dieser Mausefalle zu entkommen.

Es klopfte an der Tür. Sabiha schreckte auf. War ihre Hoffnung vergebens gewesen, würde die Kiajai sie nun abholen? Nein, sagte sie sich, die Kiajai würde nicht klopfen. Sabiha öffnete. Vor der Tür stand ein Mädchen, kaum älter als sie selbst, den Kopf gesenkt.

«Der Herr verlangt nach Euch», sagte sie unerwartet demütig. «Das Bad ist angerichtet.»

Sabiha war irritiert. Noch bevor sie nach dem Grund der Anweisung fragen konnte, wiederholte das Mädchen den Befehl: «Alles ist vorbereitet. Kommt schnell.»

So folgte sie ihr, vorbei an den Zimmern der anderen

Frauen, die Stufen hinunter in den Baderaum, der im untersten Stockwerk des Turms lag. Hier erwarteten sie bereits eine Handvoll Bademädchen und natürlich die Kiajai, die über alles wachte.

«Beeil dich», sagte sie, «wir haben nicht viel Zeit.»

«Was ist geschehen?», wagte Sabiha zu fragen.

«Schweig», entgegnete die Kiajai scharf. «Der Herr hat dich ausgewählt. Nun steig ins Bad.»

Bekommen kam Sabiha dem Befehl nach. Sie ließ den dünnen Stoff fallen, der ihren Körper für die Nacht hätte bedecken sollen, und stieg die Stufen ins Badebecken hinab. Es war bedeutend kleiner als im Harem von Adrianopel, und die Wände waren auch nicht mit edlem Marmor bedeckt, sondern bestanden aus großen, kräftigen Steinquadern wie die Mauern des Wehrturms.

Die Bademädchen kümmerten sich sogleich um die nackte Sabiha. Die eine wusch ihr die Arme, die andere die Haare, die Dritte den Körper. Sabiha stand während der Waschung bis zum Bauch regungslos im temperierten Wasser, das mit allerlei Ölen parfümiert worden war.

Ihre Gedanken überschlugen sich. Zu welchem Zweck hatte der Wesir nach ihr schicken lassen? Für eine Bestrafung war der Aufwand zweifellos zu groß, folglich musste er anderes mit ihr im Sinn haben.

Überraschend kurz geriet das Bad, und die Kiajai drängte zur Eile. Nachdem Sabiha von vielen Händen abgetrocknet worden war, wurde sie in den nächsten Raum geführt, wo ein schwarzer Eunuch sie erwartete. Nackt hatte sie sich auf den großen, kreisrunden Stein zu legen, auf dem sich die Badenden üblicherweise von der Waschung erholten.

Der Eunuch nahm aus einer Schale eine gute Portion Ambra und verteilte es über ihren Körper. Er massierte es

mit seinen kräftigen Händen in ihre Haut ein. Das dauerte eine Weile. Zu lange für die Kiajai. Sie wies ihn an, den Vorgang des Parfümierens abzukürzen. Aus einer zweiten Schale nahm er daraufhin eine Paste, strich sie auf seinen Finger und führte ihn in Sabihas Mund. Der süße Duft würde an den Zähnen haften bleiben und ihr einen angenehmen Atem verleihen. Ein zweiter Eunuch kam hinzu, der auf einem silbernen Tablett mehrere kleine Schalen und Bürsten trug. Er begann ihre Wimpern zu wachsen, die Augenbrauen zu einem geschwungenen Bogen zu zupfen und rote Henna behutsam auf Lippen, Wangen und Hals aufzutragen. Darauf folgten die Nägel an Fingern und Zehen. Er schliff sie akkurat und versah auch sie mit einem leuchtenden Rot. Zum Schluss widmete er sich ihren Brüsten und ihrer Scham. Sie sollten eine schöne Ornamentik erhalten, Blumen gleich, so wie sie Mustafa gefielen. Ein dritter Eunuch kämmte ihre Haare, verlieh ihnen Glanz und flocht zwei Zöpfe an den Seiten hinein.

Sabiha ließ die Prozedur geduldig über sich ergehen. So viele Jahre hatte sie auf diesen Augenblick gewartet, um nun endlich ihrer Bestimmung zugeführt zu werden – eine Hanim, eine Frau und Dame zu werden, denn auf sie war die Entscheidung Mustafa Pashas gefallen und nicht auf die vielen Konkurrentinnen, die zumindest für diese Nacht das Nachsehen hatten. Längst war die Befürchtung verflogen, dass sie sich für ihre Zurschaustellung am Morgen zu verantworten hatte. Dafür war die an ihr vollführte Prozedur zu eindeutig: Die kommende Nacht würde sie das Bett ihres Herrn teilen. Nichts anderes zählte.

Wenngleich sie durch die Berichte der anderen Frauen wusste, was auf sie zukam, so klopfte ihr Herz vor Aufregung. Würde der Wesir zärtlich mit ihr sein, würde sie sei-



nen Erwartungen entsprechen, und würde sie ihn an sich binden können, sodass er sie zu seiner Favoritin machte? Andere, die das nicht geschafft hatten, blieben zeit ihres Lebens vernachlässigt und ihrer Unschuld beraubt im Harem zurück. Auf sie schauten die Frauen mit Spott, aber auch mit Angst.

In sich versunken, ließ sie sich in das nächste Zimmer führen, wo die Ankleiderinnen bereits darauf warteten, ihren Dienst an der Auserwählten zu verrichten. Sie streiften ihr eine dünne, durchscheinende Hose über, die smaragdgrün schimmerte und an den Seiten geknöpft war. Sie reichte hinunter bis zu den Knöcheln und war mit Goldfäden gesäumt. Die Farbe war wohl gewählt, harmonisierte sie doch mit ihren leuchtenden blaugrünen Augen.

Die Füße glitten in weiße Sandalen aus dünnem, weichem Leder, das mit Gold bestickt war. Den Oberkörper bedeckte ein ebenfalls smaragdgrünes, kurzes Seidenhemd, das unter den Brüsten gerafft war. Dadurch blieben Bauch und Nabel frei. Doch nur für einen Moment. Eine Ankleiderin verzierte Sabihas Mitte mit einem Rubin, den sie in dieser Größe noch nie zuvor gesehen hatte. Es folgten goldene Reife um die Arm- und Fußgelenke und mit Edelsteinen besetzte Ringe für die Ohren und Finger.

Im schwarzen Haar wurde der *Talpotsch* befestigt, ein Käppchen, das an der Seite mit Goldfäden verziert war und von dem eine Perlenquaste bis zur Schulter reichte.

Damit war die Arbeit der Ankleiderinnen beendet. Sie entfernten sich stillschweigend. Die Kiajai ging um Sabiha herum und prüfte, ob sie ihren Vorstellungen entsprach. Sabiha blickte derweil regungslos geradeaus, abwartend, ob sie den hohen Ansprüchen genügen würde. Als die Kiajai ihre Runde beendet hatte, trat sie vor Sabiha hin

und sprach zu ihr. Allerdings hatte sich ihr Ton grundlegend verändert. Aus der strengen Hofmeisterin schien eine fürsorgliche Mutter geworden zu sein, die ihr Kind in die Hände des Ehemanns gab.

«Wenn Sie nun so weit sind, Hanim», sagte sie, erwartete jedoch keine Antwort. Die Frage war Teil des Rituals.

Sabiha nickte.

Eine Ankleiderin trat hervor und übergab der Kiajai einen dünnen Mantel. Sie warf ihn in einem Zuge um Sabihas Schultern. Damit war ihr Schicksal besiegelt. Von nun an durfte kein Mann, außer Mustafa Pasha, mehr Hand an sie legen.

Eine zweite Ankleiderin reichte der Kiajai den *Asmack*, den Gesichtsschleier, der am Talpotsch befestigt wurde. Nun konnte der feierliche Zug in die Gemächer des Weirs beginnen. Unter Harfenklängen und dem Gesang der Mädchen schritt Sabiha an der Seite der Kiajai durch die Räume.

Vor ihr lag eine neue Welt. Wenn sie sich bewies, würde sie für alle Zeit aus ihrem Dasein als Dienstbotin heraustrreten und in den Stand einer Herrin wechseln.

Sie betete darum, dass es gelingen möge.



## *Am Donauufer, im Lager der österreichischen Truppen*



Dieser Kriegseinsatz sollte der erste für den Artilleristen Veit Sturm sein. Er war gut vorbereitet und hätte eigentlich um nichts bangen müssen, denn Veit kämpfte in den hinteren Reihen, weit weg vom Kampfgetümmel Mann gegen Mann. Den direkten Blick ins Auge des Feindes überwand er mit gezielten Kanonenschüssen ins fremde Lager, um den Gegner am empfindlichsten Punkt zu treffen – in seiner Kommandozentrale. Denn wer nicht wusste, auf welchen Befehl er wohin zu gehen hatte, war ein umherirrendes Lamm unter Wölfen.

Nicht dass Veit ein Feigling war, aber er wusste um die Bedeutung seines Könnens, wenn er mit einem einzigen Schuss viele tausend Feinde der Vernichtung preisgab. Das hatte etwas Mächtiges, etwas seinen Stand als Gemeiner Sprengendes. Durch diese Fertigkeit schloss er zu den hochgestellten Offizieren auf, die ansonsten nur Hochmut und Missachtung für ihn übrig hatten.

Nun stand er im tiefen Morast und blickte dem Feind direkt in die Augen. Die vielen kleinen Wachfeuer vor den Befestigungen der Stadt schimmerten, als würden sich dahinter ebenso viele rachsüchtige Türkenfratzen verbergen, bereit, ihn um die wohlverdiente Kriegsbeute zu bringen. Seit Tagen beschoss er diese Stadt, ohne einen durchschlagenden Erfolg erzwungen zu haben. Viele seiner Kanonenkugeln hatten ihre Ziele zweifellos getroffen – dafür bürgten unzählige lodernde Feuer, geborstene Wälle und das

markdurchdringende Todesgeschrei jenseits der Mauern. Aber den entscheidenden Todesstoß für die rund dreißigtausend Mann starke türkische Besatzung, die sich kurz vor Eintreffen der kaiserlichen Truppen noch mit Proviant für gut drei Monate hatte versorgen lassen, diesen Todesstoß hatte er bisher nicht führen können. Das ärgerte ihn maßlos.

Von hinten hörte er ein Geräusch. Seine Hand fuhr zum Säbel.

«Wer da?!», rief er in die dunkle Uferböschung.

Aus einer Wolke blutgieriger Stechmücken trat ein blonder Mann hervor, groß in der Gestalt und den Waffenrock offen tragend. In ihm erkannte Veit seinen Stückjunker Balthasar Neumann. Die Hand wich vom Säbel, und die Hacken seiner Stiefel hätte er zum militärischen Gruß zusammengeschlagen, wäre es in diesem vermaledeiten Sumpf möglich gewesen.

Neumann schmunzelte bei dem erfolglosen Versuch der Ehrerbietung. «Lass gut sein, Veit. Wir sind auf dem Schlachtfeld und nicht auf dem Kasernenhof. Was machst du hier draußen?»

Veit wusste nicht, was er darauf antworten sollte, denn die Feindaufklärung gehörte wahrlich nicht zu seinen Aufgaben.

«Der Türke lässt dir wohl keine Ruhe», sagte Neumann aufmunternd, während er auf die Festung Kalemegdan hinüberblickte. «Ist es das?»

Veits Kehle schien wie zugeschnürt. Dass ein Offizier das Gespräch mit einem einfachen Soldaten suchte, befremdete ihn, wenngleich dieser Neumann von anderem Kaliber war als die restlichen Truppführer. Er ließ jede Distanz und auch den Hochmut vermissen, den die Offiziere

sonst an den Tag legten. Vielleicht lag es daran, dass er einer von ihnen und nicht von edlem Blut war.

An einem Frühlingstag vor sechs Jahren war der junge Neumann nach Würzburg gekommen, mit nichts anderem als einem Wanderpäckchen auf dem Rücken. Der Torwache hatte er zur Auskunft gegeben, sein Name sei Balthasar Neumann, vierundzwanzig Jahre alt, und seine Heimatstadt sei Eger in Böhmen. Er habe dort als Sohn eines Tuchhändlers das Handwerk eines Glocken- und Geschützgießers erlernt, ferner habe er den Lehrbrief eines Büchsenmeisters und eines Ernst- und Lustfeuerwerkers in seinem Säckchen, und wenn das für den Einlass noch immer nicht reiche, dann führe er seine Mutter, eine geborene Grassold aus Würzburg, an. Nun sei er auf dem Weg zur Gießhütte des Ignaz Kopp, wo er seine Fertigkeiten vervollkommen wolle.

Die Torwache ließ ihn passieren, und es dauerte nicht lange, bis der eifrige Geselle dem Ingenieurhauptmann und Architekten Andreas Müller auffiel. *Dieser Bursche verfügt über ein seltenes Talent*, sagte er über ihn. *Wenn er sich wissenschaftliche Vorbildung erwerben kann, dürfte er ein großer Mann werden.*

Durch dieses Lob angespornt, nahm Neumann Unterricht in Geometrie, Feldmesserei und Architektur; denn er wollte werden, was sein Gönner ihm prophezeite: ein berühmter Ingenieur und Architekt. Zeichnen und Bauen konnte er in großem Umfang aber nur auf Geheiß der Mächtigen, und das war in allen Fällen der Fürstbischof – neben seiner Berufung als oberster Glaubenshüter im Hochstift Würzburg auch der Befehlshaber der Truppen. Der gottesfürchtige Neumann zeigte allerdings wenig Be-

geisterung für die Karriere eines Geistlichen, und so trat er in die fürstbischöflichen Truppen ein, wo er sich schnell in den Rang eines Stückjunkers hochdiente.

Ja, das war Balthasar Neumann. Ein umherwandernder und mittelloser Handwerksbursche, der mit Talent gesegnet war und nicht eher ruhte, bis er das Ziel seines Wegs erreicht hatte. Dieser Neumann war der Leuchtturm an einer Küste, die für einen Gemeinen wie Veit unerreichbar war. Und dennoch ließ sich Veit von dessen Licht leiten, denn wenn es Neumann geschafft hatte, dann gab es Hoffnung. Und dieser Hoffnung würde er auf die Sprünge helfen, hier und jetzt in diesen verseuchten Donauauen vor Belgrad. Denn jeder tote Türke war ein Schritt hinauf zum Offizier.

Noch immer hatte der einfache Soldat Veit Sturm die Frage seines Stückjunkers Balthasar Neumann nicht beantwortet. Er überlegte gut, was er nun sagen sollte.

«Diese Burg gilt als uneinnehmbar.»

«So heißt es», erwiderte Neumann, der ahnte, dass dieser junge Soldat weiter dachte als bis zum nächsten Kanonenschuss. «Was gedenkst du dagegen zu unternehmen?»

Veit nahm sich auch für diese Antwort Zeit. Er blickte hinüber zum Berg, auf dem die Festung Kalemegdan thronte. «Man müsste mehr über sie erfahren.»

Neumann nickte zufrieden. Er hatte sich in dem jungen Veit nicht getäuscht. Das war genau die Antwort, die er erwartet hatte. «Nur wer weiß, wo sein Ziel ist, kann auch den Weg dorthin finden. Merk dir das gut. Das gilt für alles im Leben.»

Er legte väterlich seinen Arm auf Veits Schulter. «Komm mit zurück ins Lager. Es ist spät, und ich brauche einen